



Bromberg, Sonntag, den 13. Januar.

— ✦ — **Gott ist die Liebe.** — ✦ —

Der Allerbarmer würdigt, was uns fehlt,
Er sendet Gram, weil Gram die Herzen stählt;
Er sendet Elend — Sorgen ohne Zahl —

Zum Glück die Last, zum Schmerz die Seelenqual
Doch hoch im Licht erglüht der Hoffnung Stern —
Gott ist die Liebe! Bau auf Gott den Herrn



Traurige Nachricht. Nach dem Gemälde von J. Hamza.

Durch die Brandung.

Novelle von W. Lindhé.

[Fortf.] [Nachd. verb.]

Die Künstlerin erwachte in Walborg; sie wünschte sein Bild auf der Leinwand festhalten zu können, wie er so da saß. Kräftig, energisch — furchtbar im Zorn vielleicht, aber dennoch gut, das sagte ihr der Ausdruck seiner Augen, das Lächeln, das um seine Lippen spielte. „Sie glauben hoffentlich doch nicht, daß ich vorhin meinem Töchterlein wesentlich weh that?“ fragte er, und das Lächeln auf seinem Gesicht machte einem schwermütigen Ausdruck Platz. — „Nein, aber es fehlt Ihnen an Geduld.“ — „Ich weiß das. Kinder sind ja Engel, sagt man; glauben Sie das?“ — „Ich selbst war ein trotziges Kind,“ entgegnete sie mit einer gewissen Bitterkeit. — „Ja, bei den Kindern meine ich den sichersten Beweis für unsere angeborene Reinnng zum Bösen zu sehen,“ fuhr er fort. „Es ist die Erziehung, die uns zu

Menschen machen soll, und da ich dieser Aufgabe nicht gewachsen bin, so gebe ich Gerda zu meiner Schwester in Stockholm.“

„Aber — —?“
„Meine Frau, meinen Sie?“ Ein düsterer Schatten legte sich auf seine Züge und machte diese fast abstoßend.

„Es ist ein reizendes Kind,“ wiederholte Walborg.

„Sie sieht ja ihrer Mutter ähnlich — aber sie schwächt un-aufhörlich — fragt nach allem.“

„Das thun alle Kinder.“

„Das glaube ich nicht; das kann auch angeerbt sein.“ — Er erhob sich mit einer gewissen Hastigkeit und ging ein paarmal auf dem Verdeck auf und ab, dann setzte er sich wieder. „Man schwächt doch hauptsächlich, um die innere Leere zu verbergen — nicht wahr?“ fragte er.

„Es kann auch ein fröhliches, unschuldiges Gemüt sein, das von seinem Ueberfluß mittheilt.“

„Vielleicht — Sie beschämen mich, mein Fräulein.“

„Ein Richter sollte in seinen Schlußfolgerungen nicht so übereilt sein,“ sagte sie scherzend.

„Und noch weniger alle nach einer einzelnen beurteilen; — aber Sie haben mich gelehrt, besser von den Frauen zu denken.“

„Das ist ebensfalls ziemlich voreilig, aber wir werden hoffentlich die Bekanntschaft fortsetzen.“

„In Helsingfors?“

„Ja — warum nicht?“

Er lachte ungläubig. „Hätten wir uns in einem Salon getroffen, Sie würden meine Anwesenheit wohl kaum beachtet haben und ich hätte Sie vielleicht auch nicht bemerkt — oder, wenn ich es gethan hätte —“ er brach mit einem ab, worauf sie, den Satz ergänzend, sagte: „Dann würden Sie gedacht haben, daß ich nichts weniger als anziehend aussehe.“

„Gerade das Kühle, das Vornehme Ihres Wesens würde mich angezogen haben, aber ich würde vielleicht gedacht haben, daß Sie — daß Sie wie alle anderen seien.“

Sie sah, daß er ihren Anzug musterte, und wünschte im stillen, derselbe sei einfacher gewesen.

„Sie tragen Schwarz? Haben Sie Trauer?“

„Ja! — Nein! — Ich gehe seit mehreren Jahren immer in Schwarz,“ antwortete sie und schlug vor seinem forschenden Blick die Augen nieder.

„Es steht Ihrem zarten Teint jedenfalls am besten.“

„Deshalb thue ich es nicht.“ Es berührte sie unangenehm, daß er dies glaubte.

„Wir kamen von unserem eigentlichen Thema ab,“ fuhr er fort. „Wollen Sie, daß ich Ihnen sagen soll, wie es mit einer Bekanntschaft, wie die unsere, zu gehen pflegt?“

Sie nickte zustimmend.

„Erstens, mein Fräulein, muß man sich unter besonderen Verhältnissen, oder, wie dies unser Fall ist, auf einer Reise treffen, um vertraut mit einander zu werden — unter gewöhnlichen Verhältnissen geht das nicht. Nun ja, man sympathisirt mit einander und hat Freude daran, zusammen zu sein — viel Freude sogar — man tauscht Gedanken und Ansichten aus, empfängt oder schenkt Vertrauen und glaubt, einen Freund gefunden zu haben, von dem man sich mit einem Gefühl des Schmerzes trennt, und den wiederzusehen man sich sehnt.“

„Nun, sehen Sie!“

„Bitte, warten Sie! Es verläuft einige Zeit. Man begegnet sich auf der Straße und grüßt einander, während ein Heer froher Erinnerungen das Herz erwärmt und den Blick belebt — aber man geht an einander vorüber, denn die Konvention verbietet uns, stehen zu bleiben oder eine Strecke mit einander zu gehen.“

„O, Sie übertreiben.“

„Keineswegs, mein Fräulein, und trifft man sich in einer Gesellschaft, dann ist es fast, als schäme man sich bei dem Gedanken, daß man einstmal so vertraut mit einander war. So, wie es war, wird es niemals wieder. Eine Zeitlang fährt man fort, sich zu grüßen — dann hört selbst das auf, und das Ganze wird eine Erinnerung, die immer mehr verbleicht. Bei dem einen Teil wenigstens; es giebt ja allerdings solche, die nicht vergessen.“

„Ja,“ erwiderte sie mit solchem Nachdruck, daß es selbst ihm einen Stich ins Herz gab.

Beide schwiegen — wie lange, wußten sie selbst kaum.

„Haben Sie Verwandte in Schweden?“ fragte er endlich.

„Nein!“

„Sie reisen also, um sich das Land anzusehen?“

„Ich reise, um ein Grab aufzusuchen,“ antwortete sie, indem sie aufstand um sich fester in ihren Shawl hüllte, als friere sie.

„Gute Nacht.“ — Sie war gegangen, ohne ihm auch nur die Hand zu reichen, er blieb zurück mit einem Gefühl der Leere und der Enttäuschung, das abzuwischen er sich vergeblich bemühte.

Es war ein schöner Morgen.

Gerda war angekleidet und hatte gerüchelt und ließ nun ihrem Vater keine Ruhe — sie wollte zu der fremden Dame. Er suchte sie zu beschwichtigen und ihre Gedanken in andere Bahnen zu lenken; doch vergebens, gewohnt, wie sie es war, ihren Willen durchzusetzen, beantwortete sie alle seine Vorstellungen mit dem einen: „Ich will!“

Von Natur heftig, hatte er mit seinem auslodernnden Zorn einen heftigen Kampf zu bestehen; aber ein Kind, ein Wesen, das sich nicht zur Wehr setzen konnte, seinen Zorn fühlen zu lassen — er würde sich geschämt haben. Sein tägliches Leben war ja auch eine stete Uebung in der Selbstbeherrschung.

Walborg hatte die Nacht nicht geschlafen. Es war starker Seegang gewesen, das Arbeiten der Maschine hatte sie gestört, und das Neue, das in ihrem Leben Platz gegriffen, hatte ihr das Vergangene gleichsam mit vermehrter Pein vor die Seele geführt.

Wie sie so halb angekleidet in ihrer Kabine lag, vernahm sie den Streit zwischen Vater und Kind vor der Thür, hörte, wie die kräftige männliche Stimme zu einem Flütern herabgestimmt war und hörte auch Gerdas unermüdtlich wiederholtes: „Ich will zu ihr!“

Erst mußte sie über die Hilfslosigkeit des gestrengen Richters lächeln, dann aber füllten sich ihre Augen mit Thränen. Warum sollte sie die Liebe des Kindes von sich stoßen? War sie etwa so reich an Freuden? Nein, in Wahrheit nicht. Im nächsten Augenblick war sie aufgestanden, hatte die Thür zur Hälfte geöffnet und gerufen: „Gerda, komm nur herein!“

Der Assessor sah den Zipfel eines gelickten Frisiermantels und einen runden Arm. „Bitte, entschuldigen Sie, mein Fräulein,“ sagte er vor der Thür. „Es ist mir wirklich sehr zuwider, Ihnen so viel Mühe zu machen.“

„Ich glaube kaum, daß hier von Mühe die Rede sein wird.“ Er hörte es ihrer Stimme an, daß sie lachte.

„Wenn es Sie ermüdet, dann schicken Sie die Kleine, bitte, fort.“

„Das verspreche ich.“

Er entfernte sich zögernd und setzte sich auf dem Verdeck so, daß er die Thür ihrer Kabine sehen konnte.

Dieselbe blieb aber den ganzen Vormittag geschlossen und die Zeit wurde ihm entsetzlich lang. Mehr als einmal stand er im Begriff, hinunter zu gehen, um Gerda zu holen, aber er that es doch nicht. Seinem Kinde konnte sie ja Freundlichkeit erzeigen, ohne daß sie ihm dadurch um Haarsbreite näher zu kommen brauchte.

In der Kabine war Gerda inzwischen das süßsamste Kind der Welt, und es bedurfte nur eines Blickes, um sie zu veranlassen, einen Gegenstand wegzulegen, den sie nicht anrühren durfte oder zu thun, was ihr geheizen wurde. Kinder besitzen einen wunderbaren Instinkt. So bestimmt, wie Gerda wußte, daß der Vater ihr schließlich den Willen lassen würde, ebenso deutlich las sie in Walborgs Augen, daß sie hier ihren Meister gefunden habe, und es fiel ihr keinen Augenblick ein, den Kampf aufzunehmen.

Zum Östern haben Kinder einen stark ausgeprägten Schönheitsinn, und die vornehme Eleganz der äußeren Erscheinung Walborgs entzündete die Kleine. Ihre Schmucksachen zu betrachten, sie das prächtige Haar kämmen und jedes Stück des kostbaren Anzuges anlegen zu sehen, war ein Fest, und vielleicht war eine Bewunderung Walborg nie so unverbohlen zu teil geworden oder hatte ihr Herz so sehr erfreut, wie die, die sie in den Augen des Kindes las.

Es ahnte ihr, daß dem Assessor die Zeit lang wurde; aber trotzdem schloß sie sich Stunde um Stunde ein, und nur mit einem gewissen Widerstreben verließ sie ihre Kabine, als die Zeit des Mittagessens gekommen war.

Er hatte einen Platz für sie reservirt, und neben ihrem Couvert stand ein Strauß köstlicher Rosen; das Schiff hatte also angelaufen und es war ihr ausgemacht, daß er die Blumen dort gekauft hatte, aber dennoch that sie, als meine sie, die Rosen seien ein Teil des allgemeinen Tafelschmucks.

Gerda hatte ihren Platz zwischen dem Vater und Walborg und nahm diese so sehr in Anspruch, daß man über die alltägliche Unterhaltung nicht hinauskam. Das Kind war dem Assessor im Wege und doch zugleich das einzigste Bindeglied zwischen ihm und der jungen Dame.

Walborg war froh, einem tête-à-tête zu entgehen, und machte er irgend eine Anspielung auf das, wovon sie am vorhergehenden Tage gesprochen hatten, oder suchte ein ernstes Gesprächsthema anzuregen, dann unterbrach sie ihn sogleich dadurch, daß sie seinem Töchterlein zurecht half.

„Und ich habe den größten Teil meines Lebens in derselben Stadt gewohnt, wie Sie, ohne auch nur Ihre Existenz zu ahnen!“ begann er wieder.

„Nachher bekommst Du Erdbeeren, Gerda. Ich jetzt zuerst das Fleisch,“ sagte Walborg, indem sie das Kotelett zerteilte.

„Ein paar Ihrer Gemälde habe ich gesehen,“ fuhr er fort. Das interessierte sie. — „Welche?“ fragte sie. — „Bei Sonnenuntergang — das alte Paar auf der Bank unter dem Baum.“



Die in Anwesenheit des Kaiserpaares eingeweihte Ruhmeshalle in Barmen.

„Ah!“ erwiderte sie, „das ist eins meiner besten Bilder.“
 „Es ist sehr viel Poesie in demselben.“
 „Ich war glücklich, als ich es malte — glücklich über meine Arbeit,“ verbesserte sie sich.
 „Warum malten Sie nicht zwei Liebende hin?“
 „Das wäre alltäglich gewesen.“
 „Sie sprechen von ihrer Jugend miteinander, die beiden Alten — nicht wahr! Ich entsinne mich, daß ich beim Anschauen des Bildes bei mir dachte, die Künstlerin sei bei dem Schaffen prächtiger Pichteffekte sehr glücklich gewesen, doch sei der Glanz in den Augen der beiden Alten das Beste von allem.“
 „Ich danke Ihnen! Das war, was ich beabsichtigte.“ Wie froh er sie gemacht, ahnte er nicht, er dachte aber, daß ihr Leben sicher arm an Freude sei — warum aber? Würde er es je er-

aufrichtig sein soll, nicht.“ — Sie erröthete und ärgerte sich darüber. War sie wirklich so empfindlich, daß sie Tadel nicht vertrug?

„Es ist ein junges Weib an einem Grabe,“ fuhr er fort. — „Es ist lange her, seit ich das Bild malte — es ist sehr berühmt geworden.“ — „Sehr möglich, daß es ausgezeichnet ist, mir erscheint es gemacht. Es sind zu viel Blumen, ist zu viel Sentimentalität dabei — es ist ein Hätscheln mit dem Schmerz, das ich weder verstehen noch billigen kann. Es will sich nicht trösten lassen, dieses Weib. Das haben Sie, mein Fräulein, wie mir scheint, betonen wollen.“

„Treu zu sein — halten Sie das etwa für einen Fehler?“
 „Es kommt darauf an. Jede Tugend kann in einen Fehler ausarten. Das Leben ist kurz, meines Erachtens nehmen die Gräber einen zu großen Platz in demselben ein.“

Walborg saß schweigend da. Es war etwas so Kraft- und Lebensvolles in seinen Worten, einem frischen Luftzuge vergleichbar, der in ein bisher fest verschlossenes Krankenzimmer dringt, und wie ein Blitzstrahl erhellen sie ihr ganzes bisheriges Leben. Sie hatte das Empfinden, als stürze ein ganzes System von Gefühlen und Gedanken in sich zusammen. Wie erschütternd, aber zugleich wie erlösend!

[Fortsetzung folgt.]

fahren? — „Bekomme ich jetzt Erdbeeren?“ fragte Gerda, indem sie ihren Teller beiseite schob, sichtlich befriedigt, daß derselbe endlich leer geworden sei. Walborg füllte Erdbeeren für sie auf.

„Mehr, mehr,“ bat sie.
 „Gerda war ja eben erst satt.“
 „Erdbeeren nicht.“

„Und das andere Bild?“ fragte Walborg, indem sie mehr auffüllte. — „Das gefiel mir, wenn ich



Königin Wilhelmina mit ihrem Bräutigam, Herzog Heinrich zu Mecklenburg-Schwerin auf Schloß Het Loo.



Die elektrische Schwebebahn im Wuppertal: Bahnhof Döppersberg in Elberfeld.

— ♦ — Juwelen. — ♦ —

Novellette von A. Schoebel.

(Nachdruck verboten.)

Sie sitzt in ihrem ehemaligen Studierzimmer, die alte Schauspielerin. Es herrscht hier nicht der Luxus, welcher die übrigen Räume der Villa vergoldet, könnte man sagen. — Eingestaubt und verschollen sehen die Schränke an den Wänden aus, die wenigen armseligen abgeblähten Stahlstiche und Silhouetten, die halbzerfallenen Vorbeerkränze, welche Schleifen in den Farben der meisten europäischen Länder schmücken. Eingestaubt und verschollen steht sie selber aus, die abgethane Berühmtheit. Ihr Haar ist grau, das Feuer ihrer schönen blauen Augen erloschen.

Die Truhe, auf welcher sie sitzt, enthält zwei oder drei Kostüme, die kostbarsten, welche die berühmte Tragödin getragen und von denen sie sich nicht zu trennen vermocht hat.

Auf jenem quer in die Ecke geschobenen Divan hat Ada Rubini ehemals das Sterben eingeübt — den letzten großen Schrei, der sie berühmt gemacht hat, der ihren Namen trägt in der Bretterwelt.

Dort an die ausgestopfte Männergestalt hat sie die süßesten Zärtlichkeiten und Liebesworte verschwendet, ihr holdes Pianissimo des Kosens.

Die alte Frau deckt die Hand über die Augen. Wahnbilder der Erinnerung steigen vor ihr auf. Geisterhaft rauscht es zwischen den Blättern der verwelkten Kränze. Und in den breiten Sonnenstrahlen, die jung und goldig durch die Fenster hereinsallen, tanzen die Atome, tanzt der Staub.

Plötzlich steht Ada Rubini auf.

Sie geht hinüber zu dem mit Selbstschüssen und Greifern bewehrten Schrank, der die Juwelen der alternden Berühmtheit enthält. Sie öffnet ihn, reißt seinen Inhalt hervor ans Licht.

Nichts trägt sie mehr in ihrer klösterlichen Abgeschlossenheit von all diesem glitzernden Tand — gar nichts!

Nicht jene von grauen Perlen umfaßten Smaragden, nicht die Fuchsen aus Diamanten mit den tropfenden Staubfäden, nicht jene drei Meter lange Kette ausgewählter rosiger Perlen.

Ihre Stirn glättet sich unter einem Triumphgedanken.

Diese rosa Perlen hat ihr ein gekröntes Haupt geschenkt, die Smaragden stammen von einem indischen Fürsten. Wie deutlich sie sich an das fahle, tabakfarbene Gesicht des schwächlichen jungen Menschen erinnert, an sein leises müdes Sprechen, und — an seine grausamen Instinkte!

Kasten nach Kasten thut sich auf. Und all die blauen und violetten Samtpolster, sie präsentieren ihre Schätze.

Ada Rubini zieht einen Sessel herbei, sinkt hinein. Sie greift sich an die Schläfe. Von wem jener geschmacklose Kornblumenzweig aus Saphieren stammt, sie hat es wahrhaftig vergessen!

Mitleidig lächelnd legt sie ein paar von den Etuis beiseite. Sie wird den Inhalt derselben austrangieren, ihrer Kammerfrau, den Hausmädchen Geschenke davon machen. Norwegischer Goldschmuck! Wie naiv! Wie kindlich! Daß sie sich auch gar nicht besinnen kann, wer ihr derartiges anzubieten wagte. Allerliebste sind ja die Sachen gearbeitet, fein und zierlich — an Erika's Zweige erinnernd mit ihren zarten lebenden Blüten, den gefiederten hängenden Zweigen.

Sie muß noch sehr jung gewesen sein damals. Jung —! Das Wort trifft sie wie mit einer Dolchspitze, reißt ihr eine blutige Wunde.

Rasch läßt sie die Feder ins Schloß fallen.

Ein wundervoller Kasten kommt ihr in die Hände — orientalische Golbschmiedearbeit mit bunten Edelsteinen ausgelegt.

Diamanten vom reinsten Wasser, einfach in Silber gefaßt, um die Größe, das Feuer der Steine nicht zu beeinträchtigen, liegen da auf malachitgrünen Samt gebettet. Diamanten, hell und prächtig — Thränen gleichend.

Und ungezählte Thränen haben ein Paar junge blaue Augen geweint über diesen Steinen.

Mit einem harten, grausamen Klang schnappt der goldene Kasten zu.

Finsternis, die Brauen zusammengezogen, holt die alte Schauspielerin andere Kösserchen hervor — silberbeschlagene, perlmutterverzierte. Und in jedem von ihnen ruhen Juwelen, welche Erinnerungen erzählen, einfache, rührende, übermütige, höhnvolle —

Sene prächtige Nadel, sie trägt einen Solitär, der einem Kronschah entstammt, der auf den Namen eines Helden getauft ist, auf den Namen Nelsons. Ein Prinz von Geblüt hat diesen Stein der großen Tragödin verehrt.

Die alte Frau schüttelt die Erinnerung ab. Sie greift nach einem langen schmalen Etui, das ihre Ringe enthält, wahllos nebeneinander gereiht. Welche Fülle wertvoller und absonderlicher Andenken! Ringe darunter, die niemals Ada Rubinis weiße schlanke Finger geschmückt haben — Vitrinengeschmeide. Ein alter jüdischer Ehering zum Beispiel. Neben hebräischen Schriftzeichen trägt er den Tempel Salomonis statt des Schildes in wunderfeiner Arbeit.

Auch der mittelalterliche, angeblich gegen Beherzung und Pestilenz schützende Amuletring ist seinem Behälter kaum je entflohen.

Dagegen versäumte es die berühmte Künstlerin in der Blütezeit ihrer Schönheit niemals, den aus der Familie Borgia stammenden Giftring anzulegen, einen Ring, im Stande, aus feiner scharfer Spritze ein tödliches Gift zu entsenden. Lächelnd tändelte die gezeierte Frau damals wohl mit dem gefährlichen Spielzeug im Kreise ihrer Verehrer. Und einmal — ein Gerücht flüsterete davon — soll sie einen lebensgefährdenden Händedruck ausgeteilt haben vermitteltst des Giftrings.

Die Gleichgültigkeit, mit welcher Ada Rubini den Reif einen Augenblick lang betrachtet, straft die unheimliche Legende Lügen.

Sinnend greift die alte Frau sodann nach dem großen Türkis, den einst die russische Katharina ihrem Günstling Potemkin schenkte. Der kaukasische Stein ist grün geworden. Einem Aberglauben zufolge soll der Türkis seine himmelblaue Farbe nur im Besitz einer Persönlichkeit bewahren, deren Charakter-Eigentümlichkeit die — Treue ist. Ob der Ring schon an der Hand Potemkins die blaue Färbung einbüßte? Ob er den grünlichen Schimmer erst gewann als Ada Rubinis Eigentum?

Flüchtig gleitet der Blick der Schauspielerin hin über all diese Seltenheiten, einen Ring der Maria Stuart, den originellen Siegelring Lord Byron's, der acht geschnittene Steine mit seltsamen Emblemen zeigt, über ägyptische und Fatir-Ringe.

Gelangweilt klappt sie endlich das Etui zu. Nur ein einziger großer Kasten steht noch im Schrank. An die Form eines Sarges erinnert seine Gestalt.

Er enthält in buntem Gemisch eine Fülle von Gegenständen ohne hervorragenden Wert — Ringe, Armspangen, Ohrgehänge, Ketten, die keiner besonderen Verwahrung bedürfen.

Ada Rubini taucht die Hände hinein, zieht sie beladen heraus. Diese ganze Charivari wird sie verschenken, damit man es nicht in ihrem Nachlaß finde — wertloses Gerümpel, daß es darstellt!

Plötzlich zuckt die alte Frau zusammen. Sie stößt einen Seufzer aus, einen langen wimmernden Seufzer, der einem Klageglaute gleich. — In ihre verblühenden Augen kehrt der wunderbare blaue Märchenglanz der Jugend zurück.

Wie kommt der Ring zwischen die Andenken an ihre Laufbahn als berühmte Schauspielerin, als gezeierte Frau?

Der Ring?

Armselig ist er, verbogen — mit einem Bergißmeinnicht aus Email geschmückt.

Langsam streift ihn die Greisin an die Hand, an diese weiße gepflegte Hand, die jung geblieben ist unter dem allgemeinen Verfall des Körpers. Lächerlich nimmt er sich daran aus, der arme, schmale Reif. Und doch tropft eine Thräne auf ihn herab, eine einzige, heiße Thräne, mit der Ada Rubini ihre Jugend beweint, ihre Träume, ihre Ideale.

Wer ihr den Ring geschenkt hat?

Ein junger Mensch, der sie heiß geliebt — der einzige, dessen Herz ihr wahrhaft gehörte von allen, die ihr gehuldigt ihr ganzes, wildes, buntes Leben hindurch. Der sie geliebt, damals als sie noch eine kleine fleißige Putzmakerin bei der großen Madame Lisette war.

Und sie selber hat ihn ebenso heiß geliebt, den jungen Menschen. Alle Abend hat sie seinen Namen gesprochen vor dem Einschlafen, mit ihrem Nachtgebet zusammen.

Und unter den zärtlichen Ausbrüchen ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft, da hat es die kleine Putzmakerin eines Tages erkannt, daß ein großes Talent in ihr wohne — und sie hat Vater und Mutter verlassen und den Liebsten dazu — und ist in die weite Welt gegangen, ein schmales Päckchen im Arm, den Bergißmeinnicht-Ring am Finger.

Der arme Reif war bald ersetzt durch einen von Diamanten funkelnden. Und der Liebste? Hat ihn die große Tragödin vergessen?

Um sie her stehen in goldverzierten Kassetten fürsüßliche Geschenke. Und sie sitzt dazwischen, einen schmalen Reif an die Lippen pressend, und murmelt einen Namen — denselben Namen, den sie einst gemurmelt, voll heiliger Zärtlichkeit zwischen den Bitten ihres Nachtgebets. —

Eine bittere, bittere Erkenntnis steigt der alten Frau auf: Liebe und Treue, die echten und die wahren, die glanzvollsten Juwelen, sie hat sie dahingegeben für kalte, öde Pracht — für Truggold, für totes, funkelndes Gestein.

Die Stirn gesurcht, die Lippen zusammengedrückt, schließt Ada Rubini ihre Schätze in den Schrank ein. Wie wird sie sie wieder betrachten, niemals.

Einen einzigen kleinen Ring nimmt sie heraus. Seltsam armselig steht er ihrer Hand. Den kleinen Ring will sie mit ins Grab nehmen.

Die Schule der Armut.

Roman von Arthur Zapp.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Vetter Ferdinand bog sich ganz zu dem andern hinüber, sein schmales, knochiges Gesicht, in das Sorge, Mühe und Ent-

behrungen vor der Zeit — er war nur fünf Jahre älter als sein Vetter — tiefe Furchen gegraben, nahm einen rührend demüthigen,

stehenden Ausdruck an. Er legte dem Behäbigen, Kräftigen, der unwillkürlich eine kühle, abwehrende Miene aufgesteckt hatte, die zitternde Rechte auf die Schulter.

„Lieber Franz,“ sprach er weiter, „deshalb komme ich zu Dir, deshalb habe ich mir ja erlaubt, Dich heute zu hören. In all den Jahren habe ich Dich nie in Anspruch genommen, so schlecht es uns auch manchmal ergangen ist. Aber jetzt — jetzt wende ich mich an Dein verwandtschaftliches Gefühl, gilt es doch der ganzen Zukunft meines einzigen Sohnes. Siehst Du, lieber Franz, in Deiner Hand liegt es, Du kannst meinem Fritz zu seinem Glück verhelfen. Für Dich ist es ja ein kleines, Du bist reich. Achttausend Mark, die spielen ja bei Dir gar keine Rolle.“

Franz Jauer ließ seine Arme herabsinken und sah dem Bittenden entrüstet ins Gesicht.

„Du verlangst,“ sagte er und seine Stimme hatte einen grossenden Klang, „daß ich Deinem Sohn achttausend Mark borgen soll, Deinem Sohn, der nichts ist, gar nichts, und der mir keine Sicherheit geben kann!“

Der andere hatte sein Taschentuch gezogen, ein großes, baumwollenes, buntes Taschentuch; nun wickte er damit die schweißbedeckte Stirn.

„Sicherheit freilich,“ erwiderte er kleinlaut, „die können wir Dir nicht bieten, wenn Dir unsre Ehrlichkeit keine Sicherheit ist.“

Der Rentier aber fuhr entrüstet von seinem Stuhl in die Höhe.

„Eure Ehrlichkeit nützt mir gar nichts,“ rief er. „Wenn nachher die Sache schief geht, habe ich's Nachsehen. Ich begreife gar nicht, wie ihr so was von mir verlangen könnt.“

Auch der Alte war aufgestanden; er ging seinem reichen Verwandten, der ärgerlich im Zimmer auf und ab schritt, nach. Seine Mienen bewegten sich lebhaft; seine Lippen preßten sich fest aufeinander.

„Ich dachte nur,“ entgegnete er endlich, „weil wir doch so nahe Verwandte sind. Unsre Väter waren Brüder und da meinte ich, daß Du's vielleicht aus verwandtschaftlichem Interesse thätest. An wen soll man sich denn sonst wenden, wenn nicht an seinen nächsten Verwandten!“



Edelweiß. Nach dem Gemälde von A. Seifert.

„An niemand! Ein ganzer Kerl hilft sich selber. Mir hat auch niemand was geschenkt.“

Der Alte schluckte und gluckste. Sein blaßes Gesicht rötete sich immer mehr. Seinen nervös zuckenden Händen, seinen hinter den scharfen Gläsern sprühenden Augen sah man an, daß er sich Gewalt anthut, um nicht ebenfalls zornig loszubrechen. Nur ganz leise und demüthig entgegnete er: „Schenken sollst Du's mir ja nicht, lieber Franz, nur borgen, gegen fünf Prozent. Dein Schwiegervater hat Dir doch auch beigegeben und hat Dich als Kompagnon in sein Geschäft genommen und hat Dir —“

Aber der andere ließ ihn nicht ausreden. „Warum hat mich mein Schwiegervater als Teilhaber aufgenommen?“ schrie er, „warum? Doch nur, weil er an mir eine Stütze haben wollte, weil er wußte, daß ich ein tüchtiger Kerl war. Nur meiner Tüchtigkeit hab' ich alles zu verdanken — verstanden!“

Ein Ausdruck bitteren Sarkasmus glitt rasch, kaum sichtbar, über des Alten verwitterte Züge. Er war anderer Meinung über die Ursache der Wohlhabenheit seines Veters, der ehemals ebenfalls ein armer Teufel gewesen war, wie er selber. Nach seiner Ansicht — und das war die Ansicht der ganzen Stadt — war es lediglich sein hübsches, glattes Gesicht gewesen, das Franz Javers Glück begründet hatte und in das die einzige Tochter seines wohlhabenden Meisters, in dessen Bureau er als Zeichner angestellt war, sich verliebt hatte. Uebermäßige Geistesgaben und eine große Arbeitskraft hatte noch niemand an Franz entdeckt. Freilich diese bittere Wahrheit durfte man dem eiteln Mann nicht sagen, wollte man es nicht für immer mit ihm verderben. Und so zwang der alte Vetter Ferdinand das, was ihm auf die Lippen treten wollte, hinunter und gab sanft zurück: „Ich bin nicht hergekommen, um mit Dir zu streiten, lieber Franz, und es fällt mir gar nicht ein, Deine Tüchtigkeit zu bezweifeln. Aber glaube mir, auch mein Fritz ist ein tüchtiger Mensch. Du würdest Dein Geld wirklich nicht schlecht anwenden, wenn Du ihm jetzt mit Deinem Ueberfluß hilfst.“

Doch der reiche Mann streckte abwehrend die Hand aus. „Fällt mir nicht ein. Ich habe selber Kinder, für die ich sorgen muß.“

Der andere strich sich wieder mit der Hand über den feuchten Schädel, zögerte einen Augenblick und sagte dann: „Ja, Du hast auch Kinder, Franz, die Du einmal glücklich sehen willst. Und wenn Du es schon nicht aus Interesse für meinen Fritz thun willst, so solltest Du es doch Deiner Tochter, Deiner Dora zu Liebe thun.“

Franz Javer sah den Sprechenden groß an, als verstände er ihn nicht. „Meine Dora? Ja, was hat denn Dora mit der Zukunft Deines Sohnes zu thun?“

Der Alte lächelte; es war fast ein schadenfrohes Nichern. „Nun, die Kinder lieben sich ja doch,“ entgegnete er.

Dem Rentier schoß die helle Blut der Eindrückung ins Gesicht. „Lieben sich? Wer sagt das?“ rief er und seine Augen sprühten den gebrechlichen Alten zornig an.

Der zuckte mit den Achseln und zeigte eine verlegene, überlegende, zaudernde Miene. Aber da es nun doch einmal heraus war, was er eigentlich nicht hatte sagen wollen, konnte er auch noch weiter gehen. „Na, Fritz hat mir's gestanden,“ antwortete er. „Die Kinder sind einig. Und das ist ja der Hauptgrund, warum er es so eilig hat, vorwärts zu kommen. Jetzt freilich, als einfacher Bauführer, wagt er es nicht, vor Dich hinzutreten und um Doros Hand zu werben. Deshalb will er sich ja eben selbständig machen und will —“

Ein scharfes, krachendes Geräusch, das von der Hand Franz Javers herrührte, der wütend auf die Tischplatte schlug, überlötete die dünne Stimme des Alten.

„Daraus wird nichts,“ schrie der zornig Erregte. „Daraus wird ein für allemal nichts. Das bildet Euch nur nicht ein, daß ich meine einzige Tochter einem armen Schlucker wie Deinem Fritz an den Hals werfen werde, der nichts ist, der nichts bedeutet, nicht einmal so viel wie ich selber. Denkst Du, ich habe keinen Ehrgeiz, ich würde zulassen, daß meine Kinder einmal unter den Stand ihres Vaters hinabsteigen? Nein, höher sollen sie, höher! Das sage ich Dir, so lange ich lebe, werde ich nie zugeben, daß meine Tochter einen Mann wie Deiner Fritz heiratet. Mein Schwiegerjohn muß mindestens ein Studierter sein, ein Studierter oder ein Offizier. Und damit Punktum!“

„Aber Franz,“ suchte der andere zu begütigen und legte seine Hand beschwichtigend auf den Arm des Veters.

Doch der schüttelte die knochigen Finger des Alten mit einer heftigen Bewegung von sich ab und rief: „Das erspar' Dir nur! Mich kriegst Du nicht herum, im Leben nicht. Und das sage ich Dir, Du und Dein Fritz! Ihr betretet mir nicht mehr meine Schwelle. Das glaube ich, das könnte Euch so passen, das habt Ihr sein abgetarret, Du und Dein Sohn. Aber Ihr sollt meinem Kinde nicht mehr den Kopf verdrehen. Dafür werde ich sorgen. Mit Euch habe ich nichts mehr zu schaffen, nichts!“

Mit ausgestrecktem Arm wies er nach der Thür. Der Alte schlich nach seinem Hut und zog sich eilig zur Thür zurück. Hier drehte er sich einmal um.

„Gut,“ sagte er, „ich gehe, da Du mir die Thür weist, mir, Deinem leiblichen Vetter. Dich hat das Geld hart gemacht und gefühllos. Daß Du selbst einmal arm warst, das hast Du vergessen. Aber vielleicht kommt wieder einmal eine Zeit, wo Du am eigenen Leibe verspürst, wie unsereinem zu Mute ist, wenn er hochmüthig, kaltherzig von des Reichen Schwelle gewiesen wird. Das wünscht' ich Dir, das wünscht' ich Dir von Herzen, daß Du dir auf Deine alten Tage auch Dein Brot mühsam selbst verdienen müßtest, wie ich als armer Bauarbeiter.“

Vetter Ferdinand ging. Der andere ballte hinter ihm die Fäuste und schrie ihm ein Schimpfwort nach. Dann stürzte er zur Thür und riß sie weit auf. Draußen auf dem Flur hörte man eine Flüsterstimme, die nun mit einem Male verstummte. Und gleich darauf fiel die Flurthür schwer ins Schloß.

„Hulda! Dora!“ rief Franz Javer wutentbrannt hinaus.

II.

„Also Liebesgeschichten hast Du hinter dem Rücken Deiner Eltern!“ herrschte Franz Javer seine Tochter an.

Das zarte, schlanke junge Mädchen, das die äußere Erscheinung von ihrem Vater hatte, wenn sie auch seinen Charakter nicht geerbt zu haben schien, erhob jetzt den Blick. „Ich habe Fritz gern,“ gestand sie offen, während ihre Wangen schämig erglühten. „Ich habe Dir's noch nicht gesagt, weil Fritz es nicht wollte. Aber Mama weiß es.“

Der Rentier wandte sich jetzt an seine Frau. „Ich begreife Dich nicht, Hulda,“ schalt er. „Du hast doch nicht im Ernst daran gedacht, daß wir unser Kind einmal an einen Menschen, wie den Fritz, verheiraten werden?“

Frau Javer redete in ihrer sanften, nachgiebigen Weise auf den Aufgebrachten ein. „Rege Dich doch nicht auf, Franz! Das bekommt Dir nicht. Ueberhaupt so kurz nach dem Frühstück. Ich weiß nicht, was Du gegen den Fritz hast. Er ist doch ein solider, fleißiger junger Mann. Er wird doch weiter kommen und wird einmal selbständiger Maurermeister werden.“

Franz Javer brauste zornig auf.

„Maurermeister! Das ist auch was recht's! Für einen simplen Maurermeister ist mir meine Tochter zu schade.“

„Aber Franz, Du warst doch selbst einmal —“

„Ich war's,“ unterbrach der ehemalige Maurermeister unwirsch, „aber ich bin's nicht mehr. Jeder gewissenhafte Vater wird wünschen, daß seine Kinder es einmal weiter bringen und höher hinaufkommen, als er selbst. Ich habe ganz andere Pläne mit —“

Franz Javer hielt plötzlich inne. Sein Blick war zufällig durch das Fenster auf die Straße hinausgeglitten. „Leutnant von Hauenthal,“ rief er, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, „und der alte Baron auch. Herrgott, wenn die nur nicht zu uns kommen — Visite machen.“

Er eilte in voller Aueregung zum Spiegel. „Wenn man's mir nur nicht anmerkt! Dieser Unglücksmeinich, der Ferdinand! Er griff sich an die Stirn, dann fiel ihm etwas anderes ein und er trat rasch vor Frau und Tochter. „Seid Ihr denn auch angezogen? Ja, Gott sei Dank! Das gute Zimmer ist doch geheizt? Wahrhaftig, da klingeln sie schon. Ich sag's ja, ich sag's ja!“

Er eilte in den Flur hinaus. Das Dienstmädchen öffnete den Herren die Thür. Höflich dienernd trat Franz Javer seinen Gästen entgegen. „Welche Ehre, Herr Baron, welche Ehre!“

Der alte Baron drückte dem sich immer noch tief Verneigenden die Hand. „Mein lieber Herr Javer, wollten uns gestatten — hören doch wohl nicht? Wollten nicht verfehlen, uns Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu präsentieren.“

Franz Javer geleitete den Baron und den Leutnant in das gute Zimmer, in das Frau Javer und Dora durch die Verbindungstür bereits eingetreten waren. Freudestrahlend stellte der Rentier vor, denn seine Frau, die nicht mit auf dem Kasinoball gewesen, kannte die beiden Herren noch nicht.

Der Leutnant, ein hoher Zwanziger mit einem etwas blaßierten Gesichtsausdruck, überreichte Dora einen prächtigen Blumenstrauß, während er mit etwas näselnder Stimme sagte: „Wollte mir erlauben, mich nach dem Befinden des gnädigen Fräulein zu erkundigen. Sehe, gnädiges Fräulein sind frisch und rosig, wie gestern auf dem Ball und wie — wie die Blumen hier, die ich Sie bitte gnädigst entgegenzunehmen.“

Die üblichen zehn Minuten einer ersten Visite verstrichen unter lebhaftem Gespräch. Der alte Baron teilte mit, daß er höherer Forstbeamter — Forstmeister — gewesen sei und sich vor kurzem habe pensionieren lassen. Seit Jahren schon sei er Witwer und deshalb sei er nach der Garnison seines Sohnes überjeddelt, um nicht ganz allein dazustehen.

Franz Jaxer strahlte vor Stolz und Freude. Wiederholt schielte er nach seinem Knopfloch hinunter, ob sich auch der Orden gut ausnehme. Er war wie berauscht von der ihm und der Familie widerfahrenen Ehre, und in seinem hochklopfenden Herzen regte sich kühnes Wünschen. Zorn und Aerger waren gänzlich verraucht in ihm; nur einmal schoß ihm der Gedanke an seinen Better Ferdinand und die Unterredung, die er vor kaum einer Viertelstunde mit ihm gehabt hatte, durch den Kopf. „Der arme Tropf!“ Daß er — Franz Jaxer — des alten Narren Worte überhaupt ernst genommen und sich darüber ereifert hatte! Ein Mann wie er, den ein Aristokrat wie Baron von Hauenthal mit seinem Besuch beehrte, konnte für seine Tochter denn doch ganz andere Ansprüche machen.

Im stillen bewunderte er den alten Baron und verfolgte jede seiner Bewegungen und Mienen aufmerksam mit seinen Blicken und lauschte den zierlichen, eleganten Artigkeiten, mit denen er Dora und ihre Mutter bedachte und die ihm nur so über die Lippen strömten, mit Entzücken, in das sich eine leise Empfindung von Neid mischte.

Zulezt, als die Herren sich schon erhoben hatten, richtete Baron von Hauenthal auch an ihn ein Kompliment.

„Ich beneide Sie, Herr Jaxer,“ sagte er, ostentativ nach Dora hinüberblickend. „Es muß ein hohes Glück sein, der Vater eines so liebreizenden, anmutigen Wesens zu sein, wie Ihr Fräulein Tochter es ist und mein Sohn hat nicht zu viel gesagt, als er gestern nacht, während wir nach Hause gingen, behauptete, er habe noch nie mit einer jungen Dame getanzt, die so viel bewundernswerte Grazie besessen hätte.“

Als die Herren gegangen und schon die Straße hinabgeschritten waren, riß Franz Jaxer das Fenster auf. Ihm glihte der Kopf förmlich; freudigste Erregung zuckte und gährte ihm in allen Gliedern und Nerven.

Und als nun Dora still und leise aus dem Zimmer schlich, wandte er sich nach seiner Frau um und sagte mit stolzem, glückstrahlendem Gesicht: „Ja, wenn ein Mann, wie der Baron von Hauenthal käme, um für seinen Sohn um die Hand unserer Tochter anzuhalten, dann würde ich mich auch nicht einen Augenblick befinnen. Frau Baronin von Hauenthal! Was meinst Du, Hulda, das klingt?“

Der Baron von Hauenthal vergalt die Bewunderung, die ihm Herr Franz Jaxer entgegenbrachte, mit freundlicher Sympathie. Das zeigte sich klar, so oft die Herren einander in den feineren Restaurants, in denen die Offiziere, Juristen, Ärzte und andere Honorationen der Stadt verkehrten, begegneten. Der ehemalige Maurermeister fühlte sich in diesem Kreise ziemlich fremd und unbeholfen, und da war es für ihn ein wahrer Trost und eine hohe Genugthuung, daß der Herr Forstmeister a. D. sich seiner in der liebenswürdigsten Weise annahm. Herr von Hauenthal wählte in der Regel seinen Platz neben Franz Jaxer, plauderte mit ihm über Dinge, die dem Ideenkreis des Rentiers nicht allzu fern lagen und er trieb seine Liebenswürdigkeit sogar so weit, daß er oft, wenn Franz Jaxer sich zur Heimkehr erhob, ebenfalls bezahlte und mit ihm zugleich das Lokal verließ. Ja, auf der Straße begleitete der Baron den Rentier zuweilen ein Stück Weges und es hob den letzteren in seinen eigenen Augen, daß er so vertraut neben dem Aristokraten einherwandeln durfte.

Auch zwischen den Söhnen, den beiden jungen Offizieren, schien sich mehr und mehr ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen, was, da Gerhard von Hauenthal bereits Premierleutnant

war, für den jüngeren Helmuth Jaxer nur von Nutzen sein konnte. Leutnant von Hauenthal erschien auch ein paar mal in der Begleitung seines Kameraden im Hause des Rentiers und verschmähte es nicht, gelegentlich an dem Abendbrot der Familie, das dann natürlich einen opulenteren Anstrich erhielt als gewöhnlich, teilzunehmen.

Um die Bande zwischen seiner Familie und den beiden Herren von Hauenthal noch fester zu knüpfen, hielt Franz Jaxer es für angezeigt, eine große Abendgesellschaft zu geben. Leider war der Verkehrskreis der Familie Jaxer nur ein sehr beschränkter; mit den früheren Freunden und Bekannten hatte man, seit Helmuth Offizier geworden, den Verkehr nach und nach eingestellt und von den vornehmen Familien der Stadt sahen viele den ehemaligen Maurermeister immer noch ein wenig über die Achsel an. Aber es war Franz Jaxer doch gelungen, zu einem jungen Amtsrichter, einem Arzt und dem Postdirektor, einem Offizier a. D., in gesellschaftliche Beziehungen zu treten. Von seinen Verwandten hatte der Rentier niemand geladen, sonst war wenigstens sein Neffe, der Bauhüttenwart Fritz Jaxer bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen im Hause ein regelmäßiger Gast gewesen. Diesmal würde der junge Mann, der den kühnen, ehrgeizigen Plan gehegt hatte, Franz Jaxers Schwiegersohn zu werden, sicherlich keine Einladung erhalten haben, selbst wenn er noch in der Lage gewesen wäre, ihr Folge leisten zu können. Aber Fritz Jaxer weckte nicht mehr in der Stadt. Seit der Rentier seinem Wünschen und Hoffen ein so schroffes „Nein“ entgegengesetzt, hatte der junge Mann seine Stellung aufgegeben und war nach Berlin übersiedelt, um in der Ferne die ihm widerfahrne bittere Enttäuschung zu überwinden.

Den Hauptglanz des Abends strahlte die Anwesenheit des Forstmeisters und seines Sohnes auf den im stillen hochbeglückten Gastgeber aus. Natürlich hatte der alte Baron den Ehrenplatz neben der Hausfrau inne, während der Premierleutnant Dora zu Tische hatte führen dürfen. Freilich, seine Bemühungen, sich als gewandter, unterhaltender Gesellschafter zu erweisen, fanden bei Dora wenig dankbare Anerkennung. Ihr Teint zeigte nicht die rosige Frische wie sonst und über ihren sonst so klar und freundlich blickenden dunklen Augen lag es wie ein trübender Schleier. Und so sehr auch Leutnant von Hauenthal sich in drolligen Scherzen aus dem Soldatenleben erschöpfte, ihm lohnte kein aus dem Innern hervorquellendes, fröhliches Lachen, sondern nur ein höfliches, äußerliches Verzerrn der Mundwinkel.

Von desto innigerer Genugthuung und Zufriedenheit fühlte sich Franz Jaxer durchdrungen. Der Appetit und die frohe Laune der Gäste ließ nichts zu wünschen übrig und das Menu, das in der Küche des ersten Hotels der Stadt aufgestellt und zur Ausführung gebracht worden war, fand allgemeine Anerkennung. Ja, Baron Hauenthal verließ die Tafel ausgehoben worden war, einen jovial-freundschaftlichen Schlag auf die Schulter, während er bemerkte: „Mein Kompliment, lieber Herr Jaxer. Ihre Tafel und Ihr Weinteller sind über alles Lob erhaben. Ich habe nur einmal in meinem Leben besser gespeist, als ich mich gelegentlich meiner Beförderung zum Forstmeister beim Herrn Minister vorstellte und von ihm zur Tafel gezogen wurde.“

Und dann steckte er vertraulich seinen Arm unter den des Gastgebers und ging so, Arm in Arm, mit ihm in das Nebenzimmer, in dem Zigarren bereit standen und Spieltische für die alten Herren aufgestellt waren, während für das junge Volk in dem Eckzimmer rasch Raum zum Tanzen geschaffen wurde. *(Fortf. folgt.)*

✻ Allerlei. ✻

Der Emir von Afghanistan als Schriftsteller. Man schreibt uns: In der neuen Wochenschrift „The Monthly Magazine“ findet sich ein Beitrag Abdur-Rahmans, des Emirs von Afghanistan, der darin selbst über sich und seine Lebensweise berichtet. Man muß der Versicherung des Emirs Glauben schenken, wenn er sagt, daß sein Leben im härtesten Gegensatz zu dem anderer orientalischer Selbstherrscher steht. Er wohnt Tag und Nacht für sein Volk mit solchem Nachdruck, daß er manchmal zu essen vergißt; und oft wacht er aus tiefem Nachdenken über das Wohl und Wehe von Afghanistan mit der Frage auf: „Habe ich eigentlich heute meine Mahlzeit genommen?“ Durch solchen Uebereifer hat der Emir auch seine Gesundheit ruiniert, denn, wie er selbst sagt: „Eifer und Logik gehen nicht zusammen. Was seine persönliche Kriegsbereitschaft betrifft, die auch auf die seines Volkes schließen läßt, so sagt der Emir: „Ich bin immer so fit und fertig, daß ich im Falle dringender Notwendigkeit sofort aufbrechen kann. Die Taschen meiner Röcke und Hosen sind immer mit geladenen Revolvern gefüllt; außerdem mit Proportionen für einen Tagesbedarf, diese werden täglich erneuert. Einige Flinten und Schwerter liegen stets leicht faßlich zur Seite meines Bettes oder des Stuhles, auf dem ich sitze. Selbstverständlich stehen auch gesattelte Rosse vor meinem Arbeitszimmer für mich und vor einem anderen Gemache für mein Gefolge bereit. In die Sättel der Pferde, die ich für eine Reise benötige, ist Reisegeld in Goldstücken eingenäht, und zwei Revolver befinden sich in den Satteltaschen. Ein Souverän in solch kriegerischem Land, wie das meinige ist, muß, namentlich wenn er selbst Soldat ist, für alle Notwendigkeiten vorbereitet sein, wie der

Soldat auf dem Schlachtfeld. Allerdings ist im Augenblick mein Land friedlicher und sicherer als viele anderen Länder, aber man kann nie vorsichtig und nie kriegsbereit genug sein.“ — Die autobiographischen Mitteilungen des Mannes, der „zwischen Indien und Rußland steht“, machen, wie das „Athenaeum“ sagt, in England Furore und haben Mourrays Monthly Review glänzend eingeführt.

✻ Unsere Bilder. ✻

Edelweiß.

(Zu unserer Silber.)

Am Abgrund, dicht beim Tode,
Und hart am ew'gen Eis,
Blüht auf dem schroffen Felsen,
Gleich Sternen, Edelweiß.

Und um es zu erlangen,
Das heißerstrebte Gut,
Schent Not nicht und Gefahren
Ein kühner Wagenmut.

Bringt Mühsal auch das Leben,
Ringt nach dem Segespreis! —
Am Abgrund, dicht beim Tode,
Blüht still das Edelweiß.

Traurige Nachricht. Der Liebste krank und nicht zu ihm eilen, ihn nicht pflegen können. Ganz fassungslos ist das junge Mädchen, und selbst der Bruder vermag nicht, sie zu trösten. Wie hatte sie sich auf sein Kommen gefreut. Zwei Jahre lang haben sie sich nicht wiedergesehen. Wenn er nun käme, würde er sie als sein junges Weib mitnehmen. Wie fleißig hat sie in den zwei Jahren Nadel und Schere gebraucht: Schränke und Truhen sind mit blendend-schönen Binnnen gefüllt. Und wie hat sie sich auf das neue Heim gefreut! Und uns macht das unerbittliche Schicksal einen Strich durch ihre schönsten Hoffnungen. Vielleicht war er viel kränker als er schrieb, vielleicht hatte jetzt schon der Tod seine kalte Hand nach ihm ausgestreckt. Vielleicht — und ein kleiner Hoffnungstrahl erfüllt bei dem Gedanken ihr Herz — ist er schon auf dem Wege der Besserung. Und sie schickt ein stilles Bittgebet an ihn, der die Geschicke der Sterblichen lenkt.

☞ Gemeinnütziges. ☞

Wachholberlikör. Als guten Hausstrank bereitet man in einigen Gegenden Sachsens und Thüringens in verschiedenen Haushaltungen einen Wachholberlikör, der sich durch ein liebliches Aroma und vorreflichen, feurigen Geschmack auszeichnet. Zu diesem Zwecke läßt man 2 1/2 Kilogramm Zucker so lange im Wasser zergehen, bis sich derselbe vollständig aufgelöst hat. Die entstandene sirupähnliche Lösung bringt man zum Sieden, wobei man den entstehenden Schaum durch Abschöpfen entfernt. Die abgeschäumte Flüssigkeit gießt man in eine große Flasche aus Steingut, nachdem man in letztere 5 Liter besten Kornbrandtwein und 1 1/2 Liter gröblich gestoßene Wachholberbeeren hineingethan hat. Die Flasche wird bestens verkorkt. Nach Verlauf von sechs bis 8 Tagen, während welcher Zeit die Flasche öfter umgeschüttelt wird, filtriert man den Likör auf kleinere Glasflaschen ab, die man gut verkorkt. Je länger ein derartig bereiteter Wachholberlikör lagert, desto mehr gewinnt er an Güte des Aromas und des Geschmacks.

Um Nickel oder vernickelte Gegenstände, wie Thürklinen, Schlösser, Schlüssel u. s. w. von gelben Flecken oder Rost zu reinigen, taucht man, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, die Gegenstände in ein Bad, welches aus 50 Teilen Alkohol und 1 Teil Schwefelsäure zusammengesetzt ist. Nach einigen Sekunden spült man die Gegenstände in frischem Wasser und trocknet sie mit einem Tuche oder mit Sägespänen. Um Rostflecke von vernickeltem Eisen oder Stahl zu nehmen, reibt man sie mit Del ein und nach einigen Tagen mit einem in Ammoniak getränkten Tuche ab. Sollten durch das angegebene Verfahren die Flecke nicht ganz verschwunden sein, so reibt man sie mit etwas Salzsäure und Tripel ab.

Flecke auf polierten Möbeln, welche durch das Aufstellen heißer Gegenstände entstanden sind, entfernt man, indem man die Flecke mit naßgemachter Zigarrenasche bedeckt und diese längere Zeit auf der betreffenden Stelle liegen läßt. Dann reibt man mit einem Korkpropfen, dessen Fläche angefeuchtet ist, auf der Stelle so lange hin und her, bis die Flecke verschwunden sind; man reibt mit Petroleum nach.

☞ Nachtsch. ☞

1. Bilderrätsel.



2. Magische Quadrate.

I.				II.			
B	D	D	E	A	A	B	E
E	E	E	M	E	E	E	G
M	O	O	R	G	G	L	L
R	R	R	W	R	R	S	S

In jedem dieser beiden Quadrate sind die Buchstaben so zu ordnen, daß die einander entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Worte ergeben. Die obersten horizontalen Reihen nennen zusammen eine Stadt im Osten Deutschlands. Die Worte bezeichnen: I. ein chemisches Element, eine größere sprachliche Darstellung, einen Fluß, eine Stadt in Turan; II. einen geographischen Begriff, ein Sinnbild der Trägheit, einen Fluß in Pommern, einen gewissen durch Schmelzen erzeugten Körper.

3. Rätsel.

Der Wind — ein Trit — der Sonne milber Strahl
Kann auf den Höhn zum Dasein mich erwecken;
Wild wachsend eil' ich brüllend dann zu Thal,
Verwüstung im Gefolge — Tod und Schrecken.
Der Zeichen zwei nur brauchst Du zu rangieren,
So wird sich Dir ein Name präsentieren.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Delft, Ethos, Riesa, Liber, Dant, Harub, Anton, Taube, Effeg, Flori, Nauen, Eboli, Raute. — Der Tod hat eine reinigende Kraft.
2. Roje — Gros.
3. Der Schwimmel 1000 Mark, der Rappe 720 Mark.
4. Kolenheim, Fjolde, Erisp, Dermes, Ariosi, Kojalie, Debenter, Wittigis, Amalfi, Galveston, Nyfoping, Este, Hoegger. — Richard Wagner — Meisterfinger.

☞ Lustiges. ☞

Das Salz der Ehe.



Mann: „Aber, liebes Kind, die Suppe ist ja wieder vollständig versalzen! Wie hast Du das bloß gemacht?“
Frau (weinend): „Mit Salz!“
Mann: „Aber, Frauchen, da mußt Du dich doch künftig mehr an die Vorschrift des Weltweisen halten: Maß zu halten ist gut.“
Frau: „Ich begreife wirklich nicht, wie Du wegen einer solchen Kleinigkeit so viel Worte machen kannst. Das Salz ist ja gegenwärtig so suchbar billig!“

Ach so.

„Weißt Du schon?“
„Was denn?“
„Unser Freund Georg hat durch Beantwortung einer Frage zwanzigtausend Mark gewonnen.“
„Ist ja Unfug!“
„Durchaus nicht! Der Prediger fragte ihn gestern: Wollen Sie Fräulein Goldheim — Du weißt doch, die Tochter von dem reichen Bankier — heiraten? Er sagte: Ja! und huzz! hatte er die Mützigst von zwanzigtausend Mark weg.“

Während des Manövers.

„Weshalb so verdrießlich, Herr Hauptmann?“
„Erst bei Kritik allerlei, hm — Liebenswürdigkeiten zu hören bekommen, und dann unquartiert zu einem Cylinderhutfabrikanten!“

Kindermund.

Berehrer (der Schwester): „Du bist ja ein reizender kleiner Bursche.“
Karlsen: „Ach, Sie kommen wohl wegen meiner Schwester? Ja, ja, das sagen die Kerls alle zuerst.“

Anzüglich.

Stubenmädchen (zur Gnädigen, welche auf einen Hausball geht und sich sehr stark geschminkt hat): „Gnädige Frau, ist denn heute Maskenball?“

Schrecklich.

„Also, Herr Meier, Sie haben nicht den Erb, sondern nur den persönlichen Adel erhalten?“
„Ja, denken Sie sich, wie schrecklich! Jetzt habe ich als Edelmann bürgerliche Kinder!“

Gemütlich.

Barbier (zum Lehrling): „Der Herr will einen Zahn gezogen haben, Zacke, versuch's mal, aber ja recht vorsichtig und langsam . . . hast ja Zeit!“

Boshaft.

Richter: „Angeklagter, der Michelhuber behauptet, Sie hätten ihn einen blödsinnigen Schafskopf und einen hirnerbrannten Idioten genannt. Haben Sie das gethan?“
Angeklagter (den Kläger starr fixierend): „Je länger ich ihn ansehe, je wahrscheinlicher wird es mir.“